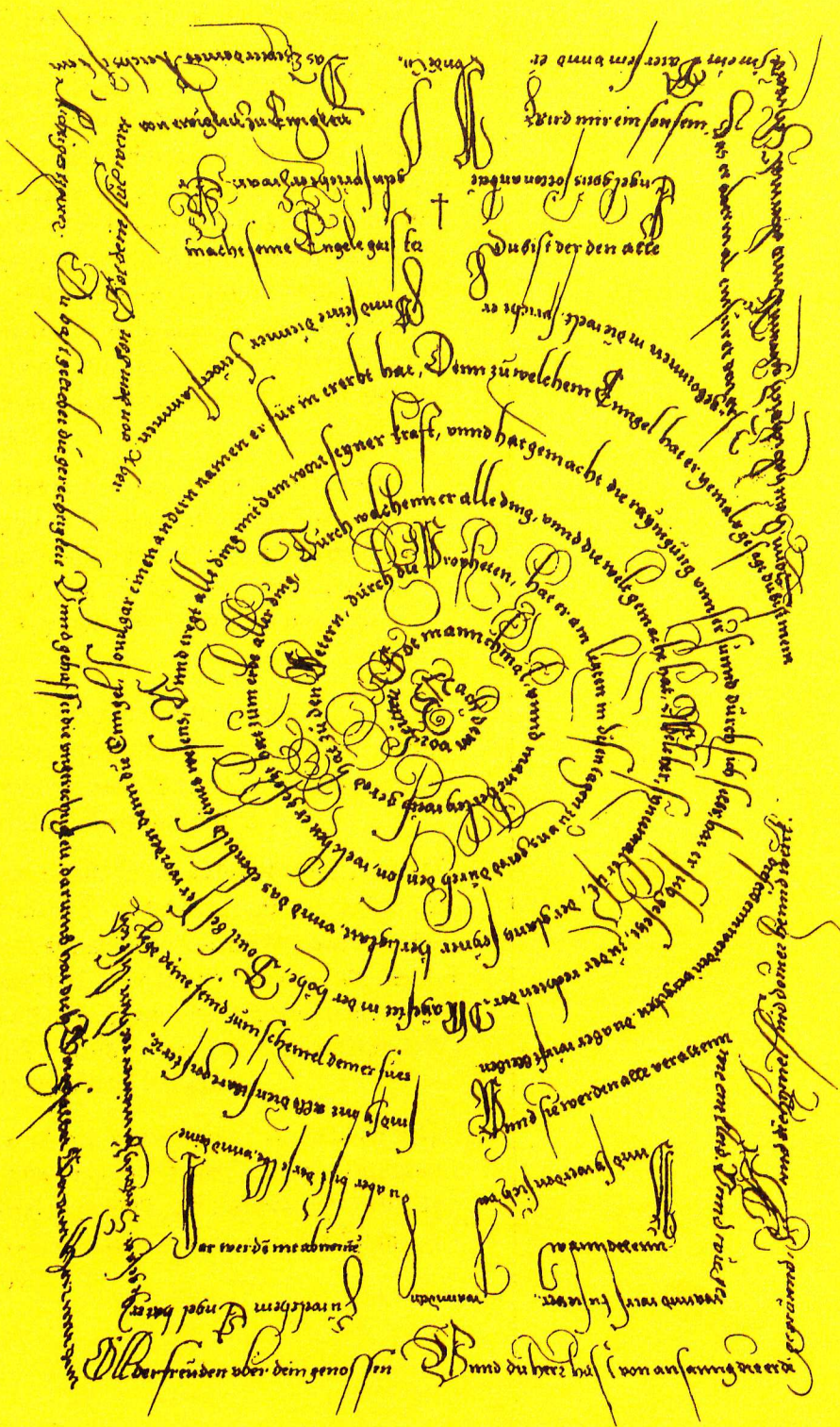


FASSUNGEN



FASSUNGEN 3 ist da, und wir haben es diesmal in nur *einem* Semester geschafft, eine noch viel schönere Zeitung zu machen als letztes Mal (man beachte die wunderschöne Typographie, wir verbrachten Nächte vor dem Computer).

Obwohl wir damit unser Versprechen aus Fassungen 2 erfüllen konnten, unsere Erscheinungsfrequenz auf eine Zeitung pro Semester zu steigern, möchten wir Euch auch in diesem Vorwort wieder auffordern, EURE eigenen Beiträge in die Zeitung einzubringen. Wir sind offen für alles, Zensur findet nicht statt, denn jeder zeichnet für seinen Beitrag verantwortlich. Ganz besonders würden wir uns über Resonanz in Form von Leserbriefen freuen, Artikel und Leserbriefe können in unserem Fach im Sekretariat abgegeben werden.

Der erste Beitrag dieser Ausgabe dient der Unterstützung von Kommilitonen, die sich - durch unermüdlichen Tatendrang glänzend - der Bereicherung des Berliner Kulturprogramms verschrieben haben. Wir wünschen tosende Mengen.

Sodann richtet sich unser Blick auf die Universität im ganzen und damit auf die derzeitigen politischen Geschehnisse, die wohl keinen von uns unberührt lassen können.

Zwei weitere Beiträge beschäftigen sich mit unserem Institut am Hüttenweg. Zunächst antwortet Professor Winfried Menninghaus auf unsere Fragen zu Studium, Studenten, Berufsaussichten - heute und gestern. Der zweite Beitrag stellt ein Projektstudium vor, das nächstes Wintersemester bei uns stattfinden wird.

Der Bereich *de la littérature* ist dieses Mal aus redaktionstechnischen Gründen recht kurz ausgefallen. So werden nur Thomas Hardy und die amerikanische Postmoderne in zwei Artikeln vorgestellt.

la ville

Blaubühne - *Montag, den 26. Juni* - 2

l'université

Auf ein Wort - *Zur Lage* - 5

l'institut

Unser schönes Randfach

- *Q&A: Winfried Menninghaus* - 7

Metaphorik der Asyldebatte

- *Projektutorium* - 11

de la littérature

Pieces Occasional and Various

- *Thomas Hardy* - 13

What Shall We Do without Us?

- *Die amerikanische Postmoderne* - 15

impressum

Simon Decot

Karen Diehl

Thorsten Nicolai

Susanne Semrau

Diana Zimmermann

Reality-Kabarett

Blaubühne

Geistlos, sinnlos, witzlos und total langweilig. Genau wie das richtige Leben.

präsentiert ziemlich stolz:

Schneller Leben

eine kabarettistische Gruppentherapie

von und mit Veronika Füchtner und Sascha Lehnartz

Musik: Dominic Sargent

Stellen sie sich in letzter Zeit immer öfter die Frage nach dem Sinn des Lebens oder wissen Sie nicht, wieso Sie sich diese Frage stellen sollten? Haben Sie mehr und mehr das Gefühl, mit Ausnahme Ihrer eigenen Wenigkeit wird die Welt nur noch von Psychopathen bevölkert oder fragen Sie sich manchmal, warum nicht alle anderen genauso psychopathisch sind wie Sie?

Können sie sich erklären, wieso um alles in der Welt kein Schwein Sie versteht beziehungsweise verstehen Sie die Welt nicht mehr?

Haben Sie ständig das Gefühl, im falschen Film zu sein?

Kennen Sie jemand, dem es genau so geht oder eben gerade nicht?

Dann sind Sie hier richtig. *Schneller Leben*, die kabarettistische Gruppentherapie der **Blaubühne** macht ihnen Mut. Wir lösen zwar kein einziges ihrer Probleme, aber wir reden sie Ihnen aus. Sie fühlen sich zwar hinterher genauso allein wie vorher, aber Sie gehen mit dem guten Gefühl nach Hause, wenigstens nicht der einzige zu sein und in der Überzeugung, daß es noch viel größere Spinner gibt als Sie. Bodo Schropp zum Beispiel, einen Untergrundkämpfer im passiven Widerstand, Katinka Poppenstein, für die Männer eine Fehlentwicklung der Evolution sind, Horst Bockenfeld und Lukas Roloschowski, zwei Ausländerfeinde auf dem Weg der Besserung. Diese und andere Prachtexemplare aus dem Zombie-Zoo ihrer Nachbarschaft werden Ihnen für ein paar Stunden den Glauben zurückbringen, Sie seien völlig normal.

Premiere am Montag, dem 21. Juni 1993, 21.00h im

ZoschH, Tucholskystr. 30, O-1040

Weitere Vorstellungen am 22., 28. und 29. Juni, 5., 6., 12. und 13. Juli

Die **BLAUBÜHNE** ist ein Zwei-Mann-Kabarett. (Räuspern aus dem Off)

Vielmehr ist die **BLAUBÜHNE** ein Kabarett mit einer Frau nebst dazugehörendem Mann, wenngleich ebendieser das selbstredend genau andersrum sieht, was nicht heißen muß, daß er letzteres ist.

Halten wir fest : Eine Frau und ein Mann. Mit dieser paritätischen Besetzung erfüllt die **BLAUBÜHNE** exakt jene Anforderungen, die die maßgeblichen gesellschaftlichen Gruppen an zeitgenössisches Kabarett stellen, ist gleichsam streng quotengeregelt, was nichts anderes heißt, als daß auf jede Frau ein Mann kommt, auch wenn dies gelegentlich mißverstanden werden möchte.

In einer Zeit, da Programme in der Regel auf dem Müllhaufen der G3geschichte landen, entweder, bevor sie gedruckt oder bevor sie verstanden werden, verzichtet die **BLAUBÜHNE** auf ein ebensolches, um der latenten Gefahr vorzubeugen, es ändern zu müssen, bevor die Tournee zuende ist.

Die programmatische Programmlosigkeit ist überzeugend weil simpel und populär weil trivial.

Die **BLAUBÜHNE** bietet Reality-Kabarett. Geistlos, sinnlos, witzlos und total langweilig. Genau wie das richtige Leben. Sollte ihnen das Programm also zusammenhangslos erscheinen, dann nicht, weil es keinen Zusammenhang hat, sondern weil es kein Programm ist, was etwas anderes ist als im richtigen Leben, denn da gibt es zwar reichlich Programme, aber keinen Zusammenhang.

Tiefsinn durch geschickte Aneinanderreihung von Oberflächlichkeiten simulierend, taumelt die **BLAUBÜHNE** durch unsere Zeit, getreu der Devise : Wer bremst, hat Angst, wer innehält, wird überfahren. Die von der **BLAUBÜHNE** propagierte Losung heißt Schneller Leben und bringt den Vorteil mit sich, die den Kabarettierenden eigene Begriffsstutzigkeit vor der Welt elegant zu tarnen und gleichzeitig den Unterhaltungsbedarf des intellektuell umfassend halbgebildeten Publikums befriedigen zu können.

BLAUBÜHNE bietet Gleitcreme fürs Gehirn.

BLAUBÜHNE sind Veronika Füchtner und Sascha Lehnartz. Beide können sich nur noch vage an ihre Vergangenheit erinnern, das heißt sie haben sie gezielt vergessen oder - wo dies nicht rückstandslos gelang - verdrängt, sind also qua seelischer Konstitution geradezu prädestiniert für progressives Kabarett ohne Sentimentalitäten.

Sascha Lehnartz ist zwar blond und blauäugig, war aber trotzdem nicht dumm genug, um das nordrhein-westfälische Abitur nicht zu bestehen. Er fühlte sich den intellektuellen Anforderungen eines BWL-Studiums ebensowenig gewachsen wie jenen einer Banklehre und bemüht sich seither, seinen Lebensunterhalt durch kleingeistiges Kunstgewerbe zu bestreiten. Bis dato hat's noch immer gereicht. Privat seit geraumer Zeit zwangsweise in den Junggesellenstand versetzt, ist er seelisch verwitwet und interessiert sich in bedenklichem Ausmaß für Fußball, Hardrock und Dosenbier.

Veronika Füchtner dürfte ob ihrer brasilianischen Wurzeln auch den sexistisch veranlagten Teil des hochverehrten Publikums in Entzücken versetzen und bewegte sich bisher vornehmlich in der berühmten Off-Kultur-Szene hessischer Mittelgebirgsstränge. Vordergründig schöngeistig und sensibel, heimlich verhökert sie jedoch Computerspiele an unschuldige Kinder. Sie ist so gut wie verheiratet und hätte gerne zwölf Kinder.

Sofern beide nichts Sinnvolles tun, studieren sie irgendwas an der Freien Universität Berlin.

Am Piano : Dominic Sargent

AUF EIN WORT...

Ein Wort geistert durch die Uniweiten. Für die einen ein Schlagwort, um die Richtung ihrer hochschulpolitischen Aktivitäten zu bestimmen; für die anderen nichts weiter als die Bezeichnung für einen großen Stapel von Papieren, mit einer ebenso großen Menge von Zahlen und Daten, mit denen sie nichts anzufangen wissen - falls sie überhaupt davon gehört haben. Um die Lücke zwischen Wissenden und Nichtwissenden zu schließen, stellen wir uns also die Frage: Was ist das eigentlich, der "Hochschulstrukturplan"? Geht es um die Sanierung der Gebäude von Rost- und Silberlaube? Oder hat es vielleicht mit Kürzungen hinsichtlich der Bibliotheksbestände zu tun? Sollen Stellen für Lehrende abgebaut oder vielleicht sogar geschaffen werden? Geht es um die Neubesetzung von Gremien zwecks besserer studentischer Mitbestimmung? Oder geht es nur um schlechteres Mensaessen?

Um es ganz allgemein auszudrücken: Der "Hochschulstrukturplan" sieht eine grundlegende Reform des Universitätsbetriebes insgesamt vor. Nicht nur die Geisteswissenschaften sind davon betroffen, sondern diesmal auch die Naturwissenschaften in besonderem Umfang. Überall sind Kürzungen, Streichungen, Abschaffungen, Nicht-Wiederbesetzungen, Verschärfungen... vorgesehen. Studienkapazitäten sollen verringert werden, um "Studentenbergen" zu Leibe zu rücken (im wahrsten Sinne des Wortes). Bis zum Jahr 2005 sollen von derzeit 115.000 finanzierten Studienplätzen an den drei Universitäten im Westteil Berlins (TU, FU und HdK) noch 100.000 übrig sein.. Allein für die FU bedeutet das ein Minus von 10.000 Studienplätzen, d.h. statt bis jetzt 39.000 nur noch 29.000 - bei derzeit ca. 61.000 Studierenden ein gewaltiger Einbruch. Gleichzeitig sollen die Stellen im Lehrkörper ebenfalls um knapp 700 (FU) verringert werden. Um etwas konkreter zu werden, nehmen wir doch das Beispiel des Fachbereiches Germanistik: Dort sollen laut "Hochschulstrukturplan" 35.8% beim wissenschaftlichen Personal (von Dozenten und Dozentinnen bis

hin zu wissenschaftlichen Hilfskräften) und 52.9% beim sonstigen Personal (Sekretärinnen und Bibliotheksmitarbeitern und -mitarbeiterinnen etc.) eingespart werden; eine Forderung, die die Verstümmelung des Fachbereiches bis zur Funktionsunfähigkeit zur Folge hätte (die Kapazitäten an Personal für Verwaltungsaufgaben sind schon jetzt unzureichend, nach den Streichungen wäre die Arbeit so gut wie unmöglich..

Kleine Institute sollen laut der Stellungnahme des Akademischen Senats (AS, oberstes beschlußfassendes Gremium der Universität) der FU zum "Hochschulstrukturplan" "durch eine niedrigere Kürzungsvorgabe geschützt bleiben", was sie aber nicht in jedem Fall vor der Verlagerung an die Humboldt-Universität (z.B. Skandinavistik) oder vor der Diskussion über eine Auflösung (z.B. Osteuropa-Institut) bewahrt. Kritische und z.T. über das rein fachliche hinaus orientierte Studiengänge, wie z.B. dem am Psychologischen Institut (PI), wird der Reiz genommen, indem der Zugang zu diesem Institut fast unmöglich gemacht wird - die Studienbewerbungen laufen für das Fach Psychologie, und die Verteilung auf die darunter fallenden Institute (PI und IfP=Inst. für Psychologie) ist zufällig, d.h. die überwiegende Zahl der Bewerberinnen und Bewerber landet schließlich am IfP, und wer zum PI will, kann dies nur durch Tausch... so weit, so schlecht. Aber das ist noch lange nicht alles. Denn den im kommenden Jahrzehnt vermutlich ca. 500.000 an die deutschen Universitäten strebenden Studierenden müssen, um sie wirklich vom Studium fernhalten zu können, größere Hindernisse in den Weg gelegt werden, wobei Berlin eine Art "Versuchskaninchen" darstellt. Also führt man noch schnell die Zwangsexmatrikulation für sogenannte "Langzeitstudierende" ein, und die "Straf"-Studiengebühr für solche, die es wagen, die Regelstudienzeit (8 - 10 Semester) um mehr als zwei Semester zu überschreiten, fügt dem Ganzen das automatische "Durch-die-Prüfung-gefallen-sein" für die, die sich nicht rechtzeitig zur Prüfung anmelden,

hinzu (Das gilt auch für die Zwischenprüfung!), würzt noch mit einer Prise zweigeteiltem Studium (berufsorientierte 8 - 10 Semester, und für die besonders Geeigneten das "Graduirtenstudium" bis zur Promotion) und rühren kräftig um. Heraus kommt ein Scheuklappenstudium, das die Absolventinnen und Absolventen möglichst schnell dem ökonomischen Verwertungsmechanismus zuführt und säuberlich trennt zwischen denen, die sich ein Studium "leisten" können, und denen, die nicht die entsprechende Finanzkraft im Rücken haben, das Ideal der offenen Uni, des "Bildung für alle", ist auf dem Wege zum Ausbildungsapparat für die wirtschaftliche Elite. Allgemein- und Persönlichkeitsbildung sind nicht mehr gefragt, denn wer zuviel weiß und denkt, könnte kritisch denken... Das Buhlen der einzelnen Institute und Fachbereiche um Mittel und Stellen und das Ausspielen der FU und der HU gegeneinander (anstelle einer vernünftigen Kooperation) sind dabei zwangsläufige Randerscheinungen.

Der Akademische Senat der FU hat dem "Hochschulstrukturplan" weitestgehend, d.h. mit einigen wenigen Einschränkungen, zugestimmt und dabei gleichzeitig versucht, die Taktik des Gegners vorherzusehen: 135 Millionen DM sollen an den

Universitäten im westlichen Teil Berlins eingespart werden. Diesen Ausdruck augenblicklichen Geldmangels stehen allerdings 6 Milliarden DM an Mehrausgaben gegenüber, u.a. für den naturwissenschaftlichen Campus Adlershof, den Ausbau der Fachhochschulen und die neu zu gründende Berufsakademie.

Der Akademische Senat scheint anzunehmen, daß der Finanzsenator lediglich mit dieser Geldverteilung (zu geringe Kürzungen einerseits, zu hohe Ausgaben andererseits) nicht einverstanden ist und entsprechend diesen "Bildungssparkurs" nicht mitsteuern wird, d.h. die Reformpläne werden, so der Gedanke des AS, (noch) nicht Realität werden.

Das finanzielle Ungleichgewicht allerdings deutet weniger ein Geldproblem als eine klare, politische Schwerpunktsetzung an, in deren Rahmen der "Hochschulstrukturplan" steht. Wer also hofft, daß neue Sparpläne eher zugunsten der FU ausfallen, der/die sollte sich schon einmal einen Platz an der neuen Berufsakademie sichern...

Viviane Korn

UNSER SCHÖNES RANDFACH

Herr Menninghaus, welche Fähigkeiten würden Sie von einem Magistranden der Literaturwissenschaft erwarten?

Zunächst natürlich eine möglichst breite Kenntnis in verschiedenen Literaturen. Diese interkulturelle Kompetenz ist mehr als ein additives Phänomen, sie eröffnet vielmehr genuine Denkspielräume: eine Fähigkeit geistigen 'Reisens' und intellektueller Querverbindungen, die ebenso Lust wie Erkenntnis verschaffen. Kraft der "Allgemeine Literaturwissenschaft" vermitteln wir unseren Studenten zugleich einen Anschluß an Probleme der Philosophie, der Rhetorik, der Sprachwissenschaft und der Kulturtheorie. Hier gibt es genuine Desiderate der AVL, die regelmäßig durch das Raster der universitären Disziplinen hindurchfallen. Die Rhetorik z. B. hat überhaupt keinen eigenen Ort mehr, literaturnahe Fragen an die philosophische Ästhetik werden selten in philosophischen Seminaren behandelt usw. Und diese in den Einzeldisziplinen irgendwie heimatlosen Desiderate haben zugleich sehr viel zu tun mit Diskursen der Selbstverständigung der Gesellschaft. Jede allgemeine Reflexion auf die durch Sartre berühmt gewordene Frage "Was ist Literatur?" impliziert ein Nachdenken darüber, was Kultur, was Politik, was Gesellschaft überhaupt ist. Komparatistik ist insofern auch Teil und sogar besonders sensibler Seismograph eines ständig gleitenden Prozesses elementarer Neuorientierungen im Feld von Wissenschaft und Gesellschaft.

Welche gesellschaftliche Rolle sehen Sie für diejenigen, die ein Studium an diesem Institut absolviert haben?

Diese Frage möchte ich vor allem pragmatisch beantworten, nämlich mit Blick auf das Berufsfeld unserer Absolventen. Der Oberbegriff dafür ist der Begriff der Medien: Buchverlage, Zeitschriften, Rundfunk, Fernsehen, Museen, Theater, Kulturinstitutionen aller Art von den Literaturhäusern großer Städte bis zu den Goethe-Instituten und DAAD-Lektoraten im Ausland. In dem Maß, in dem Politik zunehmend Kulturpolitik ist, und natürlich auch in dem

Maß, in dem das Bedürfnis nach Kulturkonsum wächst (Stichwort: Museumsboom), wächst auch die Nachfrage nach unseren Absolventen. Die Expansion der privaten Medien trägt das ihre dazu bei. Insofern unsere heutige Gesellschaft mit immer größerem Recht als eine Mediengesellschaft beschrieben werden kann, kommt also dem Berufsfeld unserer Absolventen durchaus eine erhebliche Rolle für die Produktion von Gesellschaft zu. Man muß nur zusammenzählen, wieviele unserer Studenten heute als Lektoren, als Übersetzer, als Rundfunkmitarbeiter, als feste Autoren der großen Zeitungen, als Theater-Dramaturgen, als staatliche 'Literaturvermittler' usw. arbeiten, und man wird sich nicht mehr so sehr mit der scheinbaren Überflüssigkeit unseres schönen Randfaches abquälen müssen, wie dies aus der Perspektive des einzelnen Studenten natürlich leicht geschehen kann.

Wie sehen Sie die gesellschaftliche Rolle der AVL als Wissenschaft?

Das ist schon sehr viel schwerer zu beantworten, sofern man AVL nicht einfach als jenes Fach definiert, das diverse Medien am Ende mit 'Kulturvermittlern' aller Art beliefert. Auf den ersten Blick scheint ja nichts nutzloser zu sein als die AVL, sie scheint nur dazu bestimmt, daß Abiturienten über Jahre hinweg ihre literarischen Vorlieben und Idiosynkrasien pflegen und sich dabei der Illusion hingeben, sie zu ihrem Beruf umdefinieren zu können. Man könnte allerdings gerade aus der aller Verwertung zunächst sehr fernen Versenkungsqualität dieses Studiums, und zwar keineswegs aus erbaulichen Gründen, bereits eine These über die Funktion des Disfunktionalen ziehen. Denn man kann von den archaischen Gesellschaften bis heute einen Bogen schlagen, in dem klar wird, daß gerade das scheinbar Disfunktionale, die Ornamente und das Ästhetische, eine unerhört große Bedeutung hat. So kann z. B. eine Erkenntnis des symbolischen Vermögens - und damit eines traditionellen Definiens des Menschen - wohl nirgendwo so differenziert und folgenreich gewonnen werden wie im Feld der Literatur.

Schiller vertrat bekanntlich die Vorstellung, daß es die "ästhetische Erziehung" ist, die eine 'schöne' Gesellschaft ermöglicht. Das ist sicher eine Position, die wir heute nicht mehr teilen können. Das Schiller-sche Ideal ist aber unter Verlust seiner Idealität insofern Wirklichkeit geworden, als Ästhetik heute omnipräsent in der Gesellschaft ist. Ästhetische Vaeurs spielen überall eine oft entscheidende Rolle. Alle Lebensbereiche werden heute ästhetisiert. Allerdings ist das eine Ästhetik, die unter den Begriff des Design fällt. Aber eine Reflexion darauf, so meine ich, kann nur erfolgen im Kontext einer umfassenden Kenntnis dessen, was Ästhetik im Verlauf der Geschichte je und je gewesen ist, und diese Reflexion gehört unbedingt zu den Desideraten der Allgemeinen Literaturwissenschaft.

Ist es nicht auch so, daß Ästhetik heute die ansonsten katastrophalen Zustände überdeckt?

Zweifellos ist dies auch eine ihrer Funktionen. Nichts lebt so sehr vom schönen Schein wie der Hochglanz-Kapitalismus. Ästhetik ist insofern nicht mehr im Sinne Adornos Gegenbild zur Gesellschaft, sondern Ästhetik als Design ist natürlich eher so etwas wie ein Schmiermittel, damit das Bestehende funktioniert. Eine kritische Leistung der AVL könnte es sein, im Kontext der Literatur auch das Funktionieren solcher Alltagsästhetiken zu beleuchten.

Ich will ein anderes Argument für die besondere Bedeutung der Literatur geltend machen. In der Zeit der Studentenbewegung wurde ja Literatur in erster Linie als Vehikel soziologischer oder philosophischer Erkenntnisse behandelt. Literatur lieferte darin weithin eine Kritik der sozialen Verhältnisse. Dazu gab es dann eine Gegenbewegung, die den Verdacht des Reduktionismus artikuliert: wenn das so ist, wozu brauchen wir dann Literatur? Sollten wir nicht lieber gleich Psychologie, Soziologie, Politik usw. studieren? Ich neige dazu, dieses Bedenken zu verneinen, und möchte behaupten, daß es doch eine spezifisch ästhetische Erkenntnis, auch des Sozialen, gibt. Literarische Darstellungen von Situationen, Personen, von Handlungen beinhalten nämlich ein viel höheres Maß an Komplexität, als in begrifflichen Konstruktionen aufgeht. Und genau dieser Überschuß ist schon im Sinne des Begründers der Ästhetik als eigener Wissenschaft, Alexander Baumgarten,

der genuine Gegenstand ästhetischer Erkenntnis. Kants Theorie der "ästhetischen Ideen" läuft auf eine ähnlich irreduzible Form literarischer Erkenntnis hinaus.

Literaturwissenschaftler beschäftigen sich zwar während ihres Studiums mit Büchern, landen aber später doch in den Bereichen wie Zeitungen und Fernsehen, in denen dann der Umgang mit der Komplexität des Buches nicht mehr gefragt ist. Ist das nicht ein Dilemma, daß man gelernt hat, sich mit sehr differenzierten und komplexen Dingen zu beschäftigen, um sich dann hinterher doch sehr an der Oberfläche zu bewegen?

Das sehe ich etwas anders. Und zwar aufgrund der zahlreichen Erfahrungen mit Ex-Studenten dieses Instituts, die in den Medien arbeiten. Im Gegensatz zur Vormeinung über die bösen und platten Medien gilt nämlich auch, daß sie gerade so etwas wie eine sperrige Unangepaßtheit, eine substantielle Kompetenz immer wieder suchen. Es ist möglich, daß Sie, indem Sie sich mit den extremsten Schwierigkeiten gerade der Literatur und Literaturtheorie auseinandersetzen, auf dem Klavier der Medien spielen können. Insofern richtet sich unserer Studiengang mit gutem Gewissen relativ kompromißlos an der Eigenlogik unseres Faches aus und schießt keineswegs ständig nach Praktiken oder unmittelbarer berufsbezogener Anwendung.

Ich wollte auch nicht bestreiten, daß wir zu so etwas fähig sind, aber da ist doch eine Spannung vorhanden?

Eine Spannung ja, aber keine, die Sie durch Anpassung nach unten lösen sollten. Sie sollten sich zunächst ohne solche Bedenken auf das Studium einlassen, und zwar mit einiger Entschlossenheit und mit Leidenschaft. Denn ohne diese funktioniert das Studium der AVL nicht, und frühzeitige Anpassung an das, was Sie vermeintlich in Ihrem Berufsfeld erwartet, halte ich für kontraproduktiv.

Anglistik und Romanistik bieten zwar ein weites Feld komparatistischer Möglichkeiten, aber wenn wir uns als ein kulturkritisches Fach verstehen, ist es dann nicht eine zu enge Begrenzung?

Diese Bedenken halte ich für berechtigt. In Ame-

rika heißt Komparatistik automatisch immer Einschluß sowohl asiatischer als auch slawischer Literaturen. Das finde ich zwar auch hier wünschenswert, aber es ist wohl nur schwer und nur in einem längeren Prozeß durchsetzbar. In Amerika war die Öffnung zu anderen Kulturen in der Komparatistik ein langer Weg, der jetzt sehr weit fortgeschritten ist. Dort ist Komparatistik tatsächlich sehr viel weltumfassender geworden, und es werden politische Vorgaben der Anti-Diskriminierung sehr viel schneller und direkter umgesetzt. Wären wir ein amerikanisches Institut, so müßten wir z.B. längst mit unserem Angebot auf den hohen türkischen Bevölkerungsanteil reagieren - so wie dort auf die Immigration aus Korea und Vietnam.

Würden Sie deutschen Studenten das Studium der AVL in Amerika empfehlen?

Auf den ersten Blick scheint an den führenden amerikanischen Universitäten alles besser zu sein. Wenn Sie dort Komparatistik studieren, haben Sie eine wunderbare Relation Studierende - Professoren und damit einen hohen Betreuungsgrad. Sie erhalten eine sehr intensive Ausbildung und haben ein viel klareres Berufsziel: nämlich selbst wieder Professor zu werden.

Ich bin in jedem Fall sehr dafür, daß Studenten dieses Instituts ein Jahr in Amerika unter den dortigen, sehr anderen Bedingungen studieren. Die Nachteile: die Mehrzahl unserer Studenten würde vermutlich gar nicht an einer solchen Universität landen. Denn diese Institutionen sind viel selektiver und oft auch offen elitär. Die literaturwissenschaftliche Ausbildung, die nicht auf Selbstreproduktion der Universitäten zielt, findet eher in Colleges statt, und die würde ich in der Regel deutschen Universitäten nicht vorziehen. Ein anderer Nachteil: der Verdacht gegen den 'Sinn' von "close reading" ist in Amerika inzwischen so verbreitet, daß 80% aller Kurse gewaltige Durchmarsch-Kurse sind, in denen pro Sitzung mindestens ein Roman oder ein Drama abgehakt werden.

Welchen Unterschied sehen Sie in der Bedeutung des Studiums für Studenten heute und zu Ihrer Zeit?

Studieren Anfang der 70er Jahre hieß natürlich, noch am "drive" der Studentenbewegung zu partizipieren.

Und das heißt aus heutiger Perspektive auch: in der angenehmen aber auch ziemlich verrückten Illusion zu leben, durch das Studium der Literaturwissenschaft unmittelbar etwas zur Schaffung besserer gesellschaftlicher Bedingungen beizutragen. Diese Illusion war unerhört produktiv. Sie ließ nämlich nicht das heutige Studenten so sehr quälende Problem aufkommen: wofür studiere ich überhaupt? Und was kommt später? Auf uns lastete noch nicht die Erfahrung von Generationen von arbeitslosen Akademikern, sondern diese Erfahrung kam mit uns und nach uns. Die Frage des Wofür war also glücklich durch Illusionen gelöst und konnte daher nicht die Leidenschaft für die Sache lähmen. Heute wäre es einfach lächerlich, das Studium mit den gleichen Illusionen zu besetzen, und es ist nicht leicht zu sehen, was an deren Stelle getreten ist. Oft ist es wohl nur eine nüchterne, illusionslose und sogar allzu pessimistische Einschätzung der Verwertbarkeit des Studiums, und diese Art von Hintergrundannahme lähmt natürlich eher statt zu beflügeln.

Was es dagegen heute öfter gibt, ist ein Typ des Junggelehrten: Studenten, die sich schon längere Zeit in ein, zwei Ländern aufgehalten, sich nicht an den 'falschen' Texten abgearbeitet und sehr beeindruckende Kenntnisse von Literaturen und Theorien erworben haben, die eigentlich so etwas wie fünfundzwanzigjährige Professoren sind; ein Typ der Professionalisierung und Akademisierung jenseits politischer und gesellschaftlicher Illusionen. Diesen Typ von Studenten gab es zu meiner Studienzeit sehr viel weniger. Aber er ist natürlich auch heute nur ein sehr kleiner Kreis neben den vielen, die doch eher herumirren.

Den Junggelehrten, den Sie beschrieben haben würde ich etwas ironisch begreifen.

Ich begrüße natürlich in erster Linie die Kompetenz solcher Studenten und freue mich über das Gespräch mit ihnen. Andererseits haben Sie nicht ganz unrecht: das Herumirren ist natürlich ein ehrenwertes literarisches Motiv. Und warum sollen die Literaturwissenschaftler sich nicht verhalten wie ihre großen Vorbilder...?

Was würden Sie noch, außer der nüchternen Betrachtung, an die Stelle der Illusionen setzen?

Ich bin sicher, daß jeder, der Literaturwissenschaft studiert, dies auch immer aufgrund irgendeines idiosynkratischen Interesses tut. Dabei geht es nicht nur um das, was ich Leidenschaft für Literatur genannt habe. Jeder Student der Literaturwissenschaft agiert in diesem Fach etwas von sich selbst mit aus, und er wird das niemals restlos in Wissenschaft transformieren können (und sollte es auch nicht). Ich glaube, ein glücklicher Studienverlauf ist daran gebunden, daß so etwas wie Primärmotivationen für das Studium, die immer auch nichtwissenschaftliche Anteile enthalten, produktiv verbunden werden mit den im engeren Sinne wissenschaftlichen Lernprozessen. Es bedarf irgendeines Nukleus, ich scheue mich nicht zu sagen: irgendeiner Substanz, um die herum sich die Elemente unseres Curriculums anlagern und anreichern können. Wer dagegen nur zu uns kommt, weil er kein anderes Fach studieren wollte oder weil ihm nichts anderes einfiel, der wird scheitern und scheitert auch.

Plädieren Sie also für einen etwas geordneteren Ablauf des Studiums?

Ich sehe, daß die Studenten immer das Interesse haben, die formalen Leistungsanforderungen möglichst gering zu halten. Da bin ich manchmal durchaus anderer Meinung. Ich finde z.B., daß bei uns zu wenig geschrieben wird. (Die neue Studienordnung ist zwar ein uns aufoktroiertes Ärgernis, in dieser Hinsicht vielleicht sogar von positiver Wirkung.) Ich persönlich sehe hier Vorzüge des amerikanischen Modells, wo viel mehr Papiere geschrieben, auch in kürzerer Zeit improvisiert werden - was natürlich auch heißt, daß man dann nicht die ganze Sekundärliteratur kennen muß und unabsehbar lange sich an einer Arbeit quält. Wir haben hier sehr viele Studenten, die nach Ende des Semesters monatelang mit einer Hausarbeit ringen. Gemessen an der Zeit der Anfertigung ist das Resultat nicht so viel besser, als wenn Sie unter einem gewissen Termindruck in zwei Wochen etwas zu Papier bringen würden. Ich denke, daß aufgrund solcher Unstrukturiertheit doch sehr viel Zeit verloren geht und zugleich die Zweifel der Studenten an sich selbst mehr befördert werden als gut ist. Es fehlt auch teilweise auf Seiten der deutschen Studenten an Entschlossenheit, den Dozenten Beratungszeit abzuverlangen. Amerikanische Studenten sind viel aggressiver im Konsumieren der Zeit

der Professoren.

Die Studenten unseres Instituts befinden sich in dem Dilemma, daß sie einerseits nicht den Numerus Clausus als Lösung der vorhandenen Universitätsprobleme verteidigen wollen, andererseits sind wir uns bewußt, in diesem Institut in einer privilegierten Situation zu sein. Nicht zuletzt aufgrund der durch den NC begrenzten Studentenzahlen.

Selbstverständlich hängt die Qualität eines Studiums direkt ab von der Anzahl der Studenten. Ich finde auch, daß die Zahl von mehr als 700 eingeschriebenen Studierenden eher zu hoch ist. Außerdem würde die Einschreibung von noch mehr Studenten vollends jede Relation zu möglichen Beschäftigungen sprengen. Deshalb finde ich es richtig, wenn man bestimmte Blockaden in diesen Markt einbaut. Damit wird ja auch den Studenten etwas signalisiert, nämlich: überlegt es Euch dreimal, ob Ihr dieses Fach studiert. Andererseits weiß letztlich jeder, daß diese Hürden nicht unüberwindlich sind. Wer unser Fach studieren möchte, und wer es wirklich hier studieren möchte, der schafft es am Ende immer. Trotzdem scheint mir dieser Filter zu funktionieren.

Wenn Sie nach den Studienbedingungen fragen, so ist ein anderer Faktor bei uns entscheidend, nämlich unser starker Mittelbau. Unser Institut betrachtet die Mittelbaudozenten nicht so sehr als Assistenten oder zweitklassige Professoren, sondern als gleichberechtigte Wissenschaftler und Dozenten. Das führt erstens zu einem ganz anderem kollegialen Verhältnis in der Dozentenschaft. Zweitens hängt damit auch die Kreativität in der Forschung zusammen. Und drittens oder zuallererst profitieren die Studenten davon: aufgrund des geringeren Altersunterschiedes zu den Assistenten entwickeln sich hier oft die engeren informellen Beziehungen. Erfahrungsgemäß haben Studierende - ich halte dies allerdings eher für ein Problem und gerade nicht für wünschenswert - in Deutschland immer noch mehr Berührungängste gegenüber Professoren als gegenüber Assistenten. Insofern wir nun die rigide Hierarchie von Professoren und Assistenten zumindest informell suspendieren, bauen wir stets zugleich auch symbolische Schranken für die Studierenden ab. Es scheint mir desaströs für die gesamte Arbeitsweise und das Klima des Instituts, wenn wir gezwungen

würden, unsere Wissenschaftliche Mitarbeiter zu Dozenten zweiter Klasse zu degradieren und ihnen nur noch das Grundstudium anzuvertrauen. Wir haben das bisher sogar umgekehrt gehandhabt. Wer bei uns einen Grundkurs halten möchte, muß mindestens schon zwei Jahre unterrichtet haben. Denn Grundkurse sind besonders schwierige Lehrveranstaltungen. Wir sind der Meinung: Hauptseminare in einem Forschungsgebiet, das man gut kennt, sind leichter zu halten als Proseminare, wo man in viel höherem Maße Lehrerfahrung, didaktisches Gespür und so weiter mitbringen muß.

Wie sehen Sie dann die Zukunft des Instituts angesichts des Angriffs vom Fachbereich auf die Hauptseminare unseres Mittelbaus?

Es handelt sich nicht um einen Angriff des Fachbereichs Germanistik auf uns, sondern um die Reaktion einer kleinen Gruppe von Professoren auf einen Beschluß des Fachbereichsrats, unsere Praxis für das Fach Germanistik zu übernehmen. Dieser Beschluß führte zu erheblichen Mißbehagen einiger Kollegen dort. Ich kann dieses Mißbehagen überhaupt nicht verstehen und sehe darin vor allem ein ganz absurdes

Standesdenken. Es ist schon ein erhebliches Ärgernis, daß aufgrund der genannten Entscheidung des Fachbereichsrats dissidente Professoren eine Rechtsinitiative gestartet haben mit dem Ziel zu klären, daß ganz generell, FU-weit, Wissenschaftliche Mitarbeiter/innen keine Hauptseminare halten dürfen. Tatsächlich gab und gibt es diese Praxis bislang nur an wenigen Instituten. Mir scheint aber: gerade sie ist eines der Momente unseres Instituts, das modellhaft sein könnte. Ich würde empfehlen, es andernorts zu kopieren. In einer Zeit, in der dringend eine Hochschulreform angesagt ist, wäre das Verbot dieses erfolgreichen und richtungweisenden Modells eine wahrlich groteske Verfehlung des Ziels der Verbesserung. Wir werden deshalb für unser Modell kämpfen und rechnen dabei auch auf die Unterstützung unserer Studenten.

Karen Diehl, Diana Zimmermann

METAPHORIK DER ASYLDEBATTE

Unter dem Titel "Die Metaphorik der Asyldebatte" wird im kommenden Wintersemester am AVL-Institut das erste Projektstudium stattfinden. Unter studentischer Regie werden bei Projektstudien Themen und Arbeitsweisen erprobt, die im regulären Lehrangebot nur wenig vorkommen. Das Projekt am Hüttenweg wird von der Gruppe "Xenos" initiiert, die sich auch sonst mit Ausländerfeindlichkeit und Ethnizität befaßt. Die letzten Fassungen dokumentierten einen Aufruf der Gruppe gegen die teilweise Abschaffung des Grundrechts auf politisches Asyl in Deutschland. Wie es zu dieser inzwischen erfolgten Abschaffung kommen konnte, wird eine der Fragen des Projektstudiums im nächsten Semester sein. Mit literaturwissenschaftlichen Mitteln wird die Asyldebatte untersucht. Gerald Beyrodt, der das Projekt zusammen mit Viviane Korn leitet, schildert näher, worum es gehen soll.

Metapherein heißt 'übertragen'. Metaphern übertragen Begriffe aus einem Lebensbereich in einen anderen. Oft werden schwer verständliche Zusammenhänge faßlich gemacht, oft werden für abstrakte Sachverhalte einleuchtende Bilder gefunden.

Auch in der Debatte um das Grundrecht auf Asyl spielen Metaphern eine wichtige Rolle. Metaphern dienen nicht nur zur besseren Verständlichkeit, sondern suggerieren auch etwas. Es ist nicht gleichgültig, aus welchem Wahrnehmungsbereich die Bilder kommen. Wer sagt "Das Boot ist voll!", der behauptet, die Situation des eigenen Landes sei fast ausweglos. Ein volles Boot ist zum Untergehen verurteilt. Die einzige Rettungsmöglichkeit besteht darin, das Boot zu leeren. Der Sprecher legt nahe, daß es keine Diskussion geben dürfe, ob die Lage des Landes wirklich so ausweglos sei. Ein volles Boot ist so offensichtlich voll, daß eine Debatte darüber lächerlich wäre. Auch würde wertvolle Zeit verlorengehen. Weshalb das Boot so voll ist, interessiert den Spre-

cher nicht. Ob Menschen oder nur überflüssige Gepäckstücke über Bord gehen müssen, ist ihm egal. Er appelliert an das Gemeinschaftsgefühl derjenigen, die im Boot sitzen und sich auch für die Zukunft einen sicheren Platz ausrechnen.

Es gibt ein breites wissenschaftliches Gespräch zur Metapher, das sich meistens auf literarische Texte bezieht. Diese Ansätze wenden wir auf wichtige Begriffe der Asyldebatte an, übertragen sie also auf einen unliterarischen Bereich. Der wissenschaftliche Zugang verschafft uns einen gewissen Abstand, der unseren Blick weiten soll. Es geht weder darum, immer wieder von der Bestialität der Deutschen zu reden, noch darum, Europa als volles Boot zu sehen. Unser Augenmerk richtet sich darauf, wie gesprochen wird, was dabei betont und was ausgeblendet wird. Wir wollen linke und rechte Stereotypen vermeiden und zu differenzierten Ergebnissen über die Metaphorik der Asyldebatte kommen.

Das Projektstudium ist eine Überprüfung unserer wissenschaftlichen Fertigkeiten. Was sonst zur Analyse belletristischer Texte dient, wird auf eine politisch brisante Diskussion angewandt. Wir behaupten, daß unsere Methoden gesellschaftlich brauchbar sind. Angesichts einer Debatte, in der nach einer Woche schon oft vergessen war, was zuvor verfochten wurde, erscheint es uns mehr als angebracht zu untersuchen, wann von wem mit welcher Begrifflichkeit gearbeitet wurde. Wir möchten untersuchen, wie die starke Emotionalisierung der Diskussion gegen die Asylbewerber erreicht wurde. Das Projektstudium versteht sich als Arbeit gegen das Vergessen. Wir rufen in Erinnerung, wie die Diskussion verlaufen ist und ziehen Vergleiche zu Hieb- und Stichworten anderer Debatten. So wird zu fragen sein, ob in der Weimarer Republik mit ähnlichen Begriffen gearbeitet wurde. Auch kann diskutiert werden, ob es Bezüge zu literarischen Werken gibt.

Mit unserem Thema wollen wir möglichst unterschiedliche Studierende verschiedener Fächer ansprechen: Religionswissenschaftlerinnen sind ebenso eingeladen wie Historiker, Politologinnen und Publizisten sowie Studierende der verschiedenen Philologien. Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft heißt dann, daß wir am AVL-Institut mit Studierenden anderer Fächer ins Gespräch kommen, daß wir uns mit anderen Zugängen zu einem gemeinsamen Thema auseinandersetzen.

So wird es bei der Gestaltung des Projektes auch stark auf die Interessen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer ankommen. Wir geben nur eine grobe Gliederung vor. In einem ersten Block wollen wir uns mit *Definitionen* von Metaphern vertraut machen. Bevor wir die Asyldebatte bearbeiten, muß deutlich sein, was eine Metapher überhaupt ist und sein kann. - In einem zweiten Block soll der *Verlauf der Asyldebatte* nachgezeichnet werden: Ergebnis des zweiten Teils soll die Auflistung einiger prägnanter Begriffe sein. Diese Worte sollen zum einen typisch für die Asyldebatte sein. Zum anderen soll es sich um Begriffe handeln, von denen wir meinen, daß sie eine nähere Untersuchung wert sind. - Im dritten Bereich werden Begriffe, die wir im zweiten Teil besonders prägnant fanden, näher beleuchtet. Hier geht es um die *Anwendung der Metapherntheorie*. Wir werden fragen, ob es sich bei wesentlichen Begriffen der Asyldebatte um Metaphern handelt und was sie suggeriert haben. Wichtig wird sein, daß wir uns nicht durch eine emotionale Abwehrhaltung leiten lassen, sondern daß unsere Antworten, wo es geht, beweisbar oder zumindest nachvollziehbar sind. Genaue Text-

arbeit ist also gefragt. Möglich ist es, sich bei diesem Punkt die verschiedenen metapherntheoretischen Ansätze genauer anzusehen und ihre Stimmigkeit sowie ihre Brauchbarkeit für unseren Zweck zu untersuchen. Im letzten Bereich geht es darum, das Erarbeitete noch einmal zu *sichten* und zu *präsentieren*. So werden wir uns fragen, ob unsere Ansichten über die Metaphorik der Asyldebatte auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und als gemeinsames Ergebnis präsentierbar sind oder ob sie in Einzelmeinungen auseinanderdriften. An diese Frage schließt sich eine weitere an: Wenn wir uns nicht auf einen gemeinsamen Standpunkt einigen können, hängt das mit unseren unterschiedlichen politischen Bewertungen der Asyldebatte zusammen oder hat das eher metapherntheoretische Gründe? Diese Reflexion auf unsere Arbeit wollen wir mit dem Versuch einer Präsentation nach außen verbinden. (Kann schon sein, daß wir die FASSUNGEN mit einem Artikel belämmern.)

In einem Wochenendseminar wird eins der Themen vertieft behandelt. Auch hier ist das Interesse der Teilnehmerinnen und Teilnehmer ausschlaggebend. Nicht zuletzt soll dieses Wochenende, bei dem wir gemeinsam wegfahren wollen, zu einem besseren Kennenlernen dienen. Inhaltliche Arbeit werden mit Spaß und Freizeit verbunden. Überhaupt hoffen wir, daß es im Projekt nicht zu steif zugeht.

So viel zu dem, was sich Viviane, Mirjam und ich unter dem Projekttutorium vorstellen. Wie es tatsächlich wird, hängt von allen ab, die kommen.

PIECES OCCASIONAL AND VARIOUS

Als er im Alter von zweiundzwanzig Jahren nach London kam, hatte Thomas Hardy in seinem Geburtsort bereits eine Ausbildung als Architekt absolviert. Im London der frühen 1860er war er Mitarbeiter in Kirchenrestaurationsprojekten. Sich selbst hatte der Sohn eines Steinmetzes ganz andere Ziele gesteckt: er wollte Dichter werden.

Einen Anstoß dazu hatte ihm der Debattierklub junger Intellektueller gegeben, die sich aus dem Stab des Architekturbüros John Hicks - wo Hardy Lehrling war - sowie aus der Bürgerschaft Dorchesters rekrutierte. Um seinen "Diskussionskontrahenden" standhalten zu können, unterwarf sich Hardy einem rigoros durchgezogenem Selbststudium. Morgens um fünf beginnend studierte er vor der Arbeit drei Stunden; er vertiefte seine Lateinkenntnisse mit Vergil, Horaz, Ovid und brachte sich Griechisch durch Homerlektüre und Bibelübersetzungen bei. Selbst bezeichnete er sich einmal als einen Bücherwurm von früher Kindheit an. Auch versuchte er Zeit seines Lebens durch eine umfassende Bildung zu erreichen, nicht für einen provinziellen Romanschreiber gehalten zu werden. Seine Kritiker warfen ihm dies oft vor aufgrund seiner Vertrautheit mit lokalem Dialekt und seinem Interesse an Eigenheiten, Schrullen des Land-Lebens, die beide wesentliche Elemente seines Werkes ausmachen.

Seine Selbstbildung betrieb er in London weiter, wo er seine Mittagspause in der National Gallery verbrachte, Abendkurse in Französisch besuchte und das British Museum frequentierte - ein Muster an viktorianischem "self-improvement".

In den fünf Jahren, die er in London verbrachte, hatte er mehrmals vergeblich versucht, seine Gedichte zu veröffentlichen. Die Annahme einer Arbeitsstelle in Dorset war für Hardy sowohl Rückkehr in die Provinz als auch Abwendung von Lyrik. Er versuchte sich stattdessen im Schreiben von Romanen und sandte im folgenden Jahr das Manuskript seines ersten Romans an Londoner Verleger. *The Poor Man and the Lady*, in dem Hardy Standesunterschiede the-

matisierte, wurde von dem ersten Verlag nicht angenommen, aber Hardys zweiter Versuch führte zu einem Gespräch mit George Meredith, der diesen Roman nicht drucken wollte, aber großes Interesse an Hardys weiterem Werdegang äußerte und ihn mit dem Ratschlag entließ, sein soziales Credo nicht zu sehr in den Vordergrund seiner Romane zu rücken.

Hardy nahm nun eine Arbeit auf Zeit als Architekt in Weymouth an und schrieb seinen zweiten Roman *Desperate Remedies*, der 1871 - noch von Hardy bezuschußt - veröffentlicht wurde. Noch im selben Jahr erschien sein zweiter Roman *A Pair of Blue Eyes*, von Kritikern als "George Eliot" gefeiert - sein erster Roman war anonym verlegt worden - erschien es ihm nun möglich, den Architektenberuf aufzugeben und nur noch Schriftsteller zu sein. Der Erfolg gab ihm recht. Im Cornhill Magazine 1873/74 erschien unter der Ägide Leslie Stephens sein Roman *Far from the Madding Crowd*, der erste seiner sechs Wessex-Romane. In den folgenden zwölf Jahren veröffentlichte er mehrere Romane sowie viele Kurzgeschichten. Berühmt wurden vor allem seine nach dem alten Königreich Wessex benannten Romane: *Far from the Madding Crowd*, *The Return of the Native* (1875), *The Mayor of Casterbridge* (1886), *The Woodlanders* (1887), *Tess of the d'Urbervilles* (1891) und *Jude the Obscure* (1896).

Der letzte der Romane gab bei seinem Erscheinen Anlaß zu heftiger Diskussion, denn in ihm rüttelte Hardy (kräftig) an der "Ehe", analysierte gesellschaftliche Vorstellungen von ihr und hinterfragte gesellschaftliche Maßstäbe ihrer Legimitation. Er befand sich auf dem Höhepunkt seiner Anerkennung als Romancier, und es kam, trotz *Jude*, als eine Überraschung, daß er dem Romaneschreiben gänzlich den Rücken zukehrte, um sich wieder dem Schreiben von Gedichten zuzuwenden.

Diesmal wurden seine Bemühungen von Erfolg gekrönt: In den folgenden dreißig Jahren wurden mehrere Bände seiner Gedichte publiziert. Gerade diese sind der Teil seines Werkes, mit dem sich die

spätere Hardy-Forschung verstärkt befaßte. Er wird als der bedeutendste Dichter der Übergangs vom 19. Jahrhundert zur Moderne betrachtet, u.a. bezeichneten ihn Ezra Pound und Thomas Eliot als ein Vorbild.

Hardy war selbst zu Lebzeiten nie ein Bestseller, sondern eher ein "Longseller". Sein Leben teilte er auf in Zurückgezogenheit auf Max Gate, dem selbst-entworfenen Haus in Dorchester, und dem gesellschaftlichen Leben in London, wo man ihn als Romancier, Dichter und Dramatiker feierte - sein historisch-philosophisches Drama *The Dynasts* vollendete er 1907. Noch über seinen Tod (1928) hinaus entschied man sich für beides: Seine Asche wurde in Winchester Cathedral, sein Herz aber in Dorchester im Familiengrab beigesetzt.

Im Vorwort zu seinem letzten Gedichtband schrieb Hardy: *I also repeat what I have often stated on such occasions, that no harmonious philosophy is attempted in these pages - or in any bygone pages of mine, for that matter.* In der Tat ist es schwer, einen gemeinsamen Nenner für Hardys Gesamtwerk zu finden oder es literaturtheoretisch einzuordnen.

Seine Romane und Erzählungen sind wie selten bei einem Autor mit einem real existierenden Landstrich verbunden. Jeder der in ihnen vorkommenden Orte hat sein Pendant in der Realität. Südengland wird in Reiseführern als Hardy-Country bezeichnet. (Vielen Ausgaben sind Listen der korrespondierenden Ortsnamenpaare oder Landkarten Englands mit den von Hardy verwendeten Ortsnamen vorangestellt.) Landschaft und Natur von Wessex nehmen in seinen Romanen eine wichtige Funktion ein, werden fast zu einer eigenständigen Person. Was vielleicht erklärt, warum seine Werke außerhalb anglistischer Bibliotheken nur selten zu anzutreffen sind.

Zu einem modernen Autor macht ihn, daß er nicht versucht, lediglich Gesellschaft darzustellen, son-

dern ihre (kritische) Reflexion oder (bittere) Erfahrung durch die Protagonisten. Bei dem Versuch zu beschreiben, was denn unter der Oberfläche der realistischen Prosa seine Romane ausmacht, ist man auf Begriffe zurückgeworfen wie *tragedies of Elizabethan intensity* (D.H.Page) oder *a Sophoclean sense of tragic fate* (D.Lodge). Am Ende der Romane scheint es, als hätte sich eine Prophezeiung erfüllt. Die *harmonious philosophy* mag fehlen, aber für Hardy existierte dennoch etwas, was er als *the Absolute* oder *Natural Law* bezeichnete. Obschon sehr religiös glaubte er nicht an den *benevolent God*, der alles zum Guten wendet. Der Tenor seiner Romane ist infolgedessen pessimistisch. Schicksal bestimmt das (Alltags)Leben seiner Figuren, durch ihre (kleinen) Verfehlungen wird ein Vergeltungsmechanismus in Gang gesetzt, der oft in ihrer völligen Zerstörung kulminiert. Hardy ließ, um einen optimalen Effekt zu erzielen, häufig Kriterien wie Realismus und Wahrscheinlichkeit außer acht, so z.B. in *Tess*, wo er Stonehenge als Bühne für das Ende seiner Heldin benutzte. In der Wahl symbolisch derart überfrachteter Mittel, zeigt sich deutlich, daß Hardy obgleich weitgehend für den modernen Roman auch noch sehr in seiner, der späten viktorianischen Zeit verhaftet war.

Als 1978 die Aufsatzsammlung *Thomas Hardy after Fifty Years* erschien, konstatierte R.C.Schweik, die umfangreiche Forschung zu Hardy sei doch noch sehr fragmentarisch. Es ist viel zu einzelnen Aspekten in Hardys Werk geschrieben worden, zu seinen Frauengestalten, der Rolle der Natur, seinen viktorianischen Elementen, zu *the Englishness of Thomas Hardy*, usw. Aber es fehlt noch einiges; womit nicht nur Anglisten angesprochen seien.

Karen Diehl

Das Inhaltsverzeichnis weist auf der Erzählerseite in-
zwischen so illustre Namen auf wie William S. Bor-
roughs, Thomas Pynchon, die beide schon zum
Fluchtpunkt im Postmodernismus geworden sind,
und auf der Kritikerseite, die auch in Europa bekann-
te Susan Sontag. Da es um eine Vorstellung von auch
außerliterarischen Stimmungsbildern geht, kommen
genauso ein Architekturbeschreiber wie Charles
Jencks zu Wort wie der Komponist John Cage, der
hier statt Musik eine Textcollage aus *Sechzig Antwor-
ten auf dreihunddreißig Fragen* komponiert.

Es hat mir sehr gefallen, auch Texte von mir bis
jetzt unbekannten Autoren wie Donald Barthelme,
Ronald Sukenick, John Hawkes, Robert Coover und
vielen mehr angeboten zu bekommen. Den Namen
des amerikanischen Literaturkritikers Ihab Hassan
habe ich noch nie gehört - er ist jedoch so wichtig, daß
sich auf dessen literaturtheoretischen Arbeiten der
französische Philosoph Lyotard stützt. Das ist also
ein großer Vorteil dieses Buches: diese vielschichtige
und breite amerikanische Strömung bekannt zu ma-
chen, großes Interesse an den vielen verschiedenen
Autoren zu wecken. Um so mehr habe ich jedoch we-
nigstens kurze biographische Angaben zu den Auto-
ren mit ihren wichtigsten Veröffentlichungen
vermißt. Der Quellennachweis hinten im Buch ist
äußerst dürftig, da er oft noch nicht einmal das Ent-
stehungs- bzw. Erscheinungsjahr der abgedruckten
Texte eindeutig angibt, obschon sich das Erscheinen
der Texte über einen Zeitraum von dreißig Jahren er-
streckt.

Es fällt auf, wie es die amerikanischen Postmoder-

nisten verstehen, flott und amüsant zu schreiben, ihre
Texte mit Alltagssprache und Witzen zu versehen,
die einen das Buch höchstvergütlich
durchschmökern lassen. Insofern hebt sich die ameri-
kanische Postmoderne, zumindest was die hier ver-
sammelten Texte angeht, wohltuend von den
unzugänglichen Undurchdringlichkeiten
französischer Poststrukturalisten wie Derrida oder
Lyotard ab.

Das einzige Beispiel verschrobener und hochge-
stochener Ausdrucksweise stellt in diesem Buch das
Vorwort des deutschen Herausgebers dar, in dem es
von Fachsimpeleien wie "Heterotopien der Dekon-
struktion" (?) nur so wimmelt. Zumindest für die hier
abgedruckten Texte kann ich dem Schriftsteller John
Barth nur rechtgeben, der in einem Aufsatz als Kenn-
zeichen postmodernistischer Prosa herausstellt, daß
diese "köstlich mundet und zugleich reich an Vit-
amin" ist. Alle Texte dieses Buches sind nicht nur für
revierkundige Insider, sondern auch sehr nützlich für
Ortsfremde, da sie in leicht verständlicher Weise do-
kumentieren, was wirklich in den USA im Zeitalter
der Postmoderne gedacht, geschrieben, debattiert
wurde.

Niemand sollte sich also davon abschrecken las-
sen, auf diesen beschwingten Zug aufzuspringen!

Sörine Lasche